

Eva Douma

Juhu, wir werden alt und bauen ab!

Arbeiten und Leben in Zeiten
des Klimawandels



||| Cividale Verlag

||> aktuell

1

Zum Buch

Der demographische Wandel und die Klimakrise sind nicht notwendigerweise eine Katastrophe, sondern können eine Chance sein.

5 Deutschland wird wärmer und wir werden ärmer und älter, so die von Eva Douma skizzierten Perspektiven. Ein Horrorszenario muss dies dennoch nicht sein, ist die Autorin überzeugt. In diesem „Anti-German-Angst-Buch“ zeigt sie, welche Potenziale es gibt und welche Chancen sich dem Einzelnen und der Gesellschaft insgesamt bieten, wenn Wachstum nicht mehr das allumfassende Ziel ist.

10 Wie erhalten wir Lebensqualität und Produktivität in einer alternden Gesellschaft? Wie sichern wir Innovation und Weiterentwicklung ohne weiter wachsenden Ressourcenverbrauch? Welche Bedingungen brauchen wir, damit Menschen im Alter gut aufgehoben sind? Wie lässt sich ein gutes Leben für möglichst viele dauerhaft sicherstellen? Mit diesen Fragen setzt sich die
15 Autorin auseinander – und findet außergewöhnliche, aber durchaus zukunftsfähige Antworten.

„Wennze weiß, watte wills, musse machen, datte hinkomms ...“ war das Motto des Programms „Letzte Runde“ der Ruhrgebietskabarettistinnen Missfits im
20 Jahr 2005. Also sollten wir schauen, wo wir hin wollen, und uns auf den Weg machen, um anzukommen.

2

Juhu, wir werden alt und bauen ab! Arbeiten und Leben in Zeiten des Klimawandels

25 **Inhalt**

	Einführung	4
	Die Deutschen, eine alternde Gesellschaft, im Klimawandel – eine Bestandsaufnahme	6
	Wir werden weniger und immer älter	7
30	Deutschland wird wärmer	16
	Schrumpfende Lebensqualität – wie wir uns derzeit zugrunde wirtschaften	22
	Warum nichts geschieht	35
	Fröhlicher Aufbruch ins Weniger	41
	Verzicht als Lebensform?	42
35	Vom Wachstum und dem wahren Glück	48
	Abbau statt Aufbau – Schrumpfen als Perspektive?	51
	Miteinander, füreinander	54
	Bausteine für eine altersgerechte, klimaneutrale Zukunft	58
	Bedingungsloses Grundeinkommen – mit Sicherheit leben in unsicheren Zeiten ...	59
40	Neue Ideen für unser Land	66
	Veränderungen in der Arbeitswelt	76
	Leben und Wohnen in einer alternden und sich klimatisch verändernden Welt....	102
	Geteiltes Gut, doppelter Nutzen?	134
	Bildung für alle	139
45	Deutschland 2050 – eine Perspektive für Stadt und Land	143
	Fazit: Keine Angst vorm Schrumpfen	144
	Danksagung	149
	Literatur	150
	Endnoten	159
50		



2. Teil

Fröhlicher Aufbruch ins Weniger



Angesichts des demographischen Wandels sollten wir uns nicht fragen, wie wir die Geburtenraten steigern können. Wir sollten uns nicht überlegen, wie wir an die immer stärker umkämpften und schwindenden Ressourcen herankommen, wie wir uns die seltenen Erden, das Wasser, den Boden, den Zugang zum Meer sichern können. Da die demographischen Veränderungen nicht losgelöst vom Klimawandel betrachtet werden können, lautet die Frage, die uns wirklich weiterbringt: Wie lässt sich ein Leben in einer alternden Gesellschaft in Zeiten des Klimawandels gut gestalten? Und es gibt auch eine grundsätzliche Antwort auf diese Frage: Weniger ist mehr und Wachstumsverzicht bringt weiter.

Sich in unserer auf Wachstum ausgerichteten Gesellschaft diesem zu verweigern, stellt derzeit noch eine Minderheitenposition dar, auch wenn die öffentlichen Diskussionen dazu mehr werden. Ein Nein zum Wachstum zu formulieren mag nicht immer einfach sein. Wer zudem keine schnelle Lösung präsentieren kann, wird leicht in die Ecke des Öko-Utopisten gedrängt, der einfach nicht verstanden hat, wie die Dinge und die Welt laufen.

„Nichts ist schwerer und nichts erfordert mehr Charakter, als sich im offenen Gegensatz zu seiner Zeit zu befinden und laut zu sagen: Nein“, schrieb unter ganz anderen politischen Vorzeichen Kurt Tucholsky im Jahr 1921 in seinem Artikel „Die Verteidigung des Vaterlandes“.

Das Nein unserer heutigen Wirtschaftswelt unter den Bedingungen des Klimawandels heißt schrumpfen – oder Neudenglisch „downshiften“ – und das Vorhandene mit anderen Menschen teilen. Es gibt die Nein-Sager zum Wachstum, die ein anderes Leben und Arbeiten anstreben und zum Teil auch praktizieren. Nicht mehr



immer höher, weiter, schneller sein zu wollen bietet durchaus eine Perspektive. Manche Lösung liegt ganz nah. Die Zukunft ist schon unter uns. Wir müssen nur hinschauen und die Anregungen aufnehmen und weiterentwickeln.

1. Verzicht als Lebensform?

Eine ganz einfache Idee des Schrumpfens ist der Verzicht. Doch hat Verzicht als Lebensform Zukunft? Erzählt uns der Neurobiologe Gerald Hüther nicht, dass der Mensch schon genetisch bedingt nach vorne drängt? Immer Neues entdecken will?

Etwa 10.000 Dinge besitzt ein Mensch in unseren Breiten, ist im Frühjahr 2014 in einem Spiegel-Artikel von Markus Brauck und Dietmar Hawranek zu lesen. Macht das Konsumieren nicht Spaß und werden wir allein schon deshalb weiter konsumieren, weil wir es wollen und es uns glücklich macht? Koste es, was es wolle?

Die Wohnungen und Häuser der meisten Menschen, zumindest der Mittel- und Oberschicht, sind in unseren Breiten schon mehr als voll. Was in meinem Kleiderschrank herumliegt, reicht für mehr als ein Leben. Selbst wenn ich jede Woche ein Buch lese und hundert Jahre alt werden sollte, wird es mir nicht mehr gelingen, alle ungelesenen Bücher in meinem Regal zu verschmökern – zumal ich fleißig neue kaufe. Zugleich hat das Thema Konsumverzicht im Augenblick durchaus Konjunktur. Verzicht ist „in“. Er ist nicht mehr nur eine ethische Übung für Weltuntergangs-Kassandren. Der Entschluss, sich mit weniger zufrieden zu geben, hängt vielmehr oft mit dem Wunsch zusammen, ein besseres Leben zu führen, lese ich bei Brauck und Hawranek.



Zeitwohlstand und die Freiheit von den Dingen gelten, zumindest in den besser situierten Kreisen in unserem Land, als der neue Luxus. Und eine wachsende Zahl von Menschen gönnt sich diesen. Sebastian Küpers beispielsweise, Betreiber eines Internet-Start-ups in Berlin, verschenkte und verkaufte sein Eigentum, bis er nur noch knapp hundert Dinge besaß. „Die einzige wirkliche Angst, die ich hatte, war die vor dem Statusverlust“, zitieren Brauck und Hawranek ihn. Der Jungunternehmer finde Kapitalismus immer noch gut, nur sei ihm „Konsum nicht mehr so wichtig“.

Auch ich habe schon einen Teil meiner (ungelesenen) Bücher im Internet verkauft, fülle regelmäßig den öffentlichen „Bücherschrank“ bei mir um die Ecke, verschenke Bilder und Dekorationsgegenstände, bringe Möbel, Kleidung und Hausrat in den Secondhand-Laden und muss mich regelmäßig dagegen wehren, den selbst gerade mühsam leergeräumten Platz infolge der Aufräumaktionen meiner Freunde wieder genommen zu bekommen.

Weniger zu konsumieren und stattdessen mehr zu teilen, zu reparieren und selber zu machen, ist eine Idee, die auch politisch verstanden wird. Alternative Wirtschaftsformen jenseits kapitalistischer Handlungsprinzipien erfreuen sich seit einigen Jahren wieder größerer Beliebtheit. So fand zum Beispiel im September 2014 in Leipzig die erste Degrowth-Konferenz in Deutschland statt. Mehr als 2.500 Menschen beteiligten sich an der Diskussion, wie dem Wachstumszwang zu entkommen sei. Den Degrowth-Anhängern geht es nicht nur darum, dass wir schrumpfen, sondern sie wollen Konzepte dafür entwickeln, wie wir weltweit schrumpfen können. „Es geht darum, Wachstum als Logik zu kritisieren“, wird die Jenaer Philosophin Bar-

bara Maruca, eine der Mitorganisatorinnen der Veranstaltung, unter der Überschrift „Zuwachs bei Degrowth-Konferenz“ von Joanna Nogly zitiert.

Niko Paech, Volkswirt und außerplanmäßiger Professor an der Universität Oldenburg, argumentiert ebenfalls politisch. Er sieht unsere Form des Wirtschaftens mit ihrer Abhängigkeit von billiger Energie in die Krise gekommen. Die Finanzwirtschaft werde kollabieren, der ungebremste CO₂-Ausstoß die Umwelt zerstören, sodass neue Wege des Wirtschaftens keine Frage des Befindens, sondern eine Notwendigkeit des Überlebens sind, ist bei Brauck und Hawranek zu lesen. Paech sieht die alte Wirtschaft in Zukunft auf die Hälfte ihres derzeitigen Volumens zusammenschrumpfen und daneben eine neue Parallelwelt der Tauschwirtschaft entstehen. In seiner Zukunftsvision arbeiten die Menschen im Durchschnitt nur noch 20 Stunden pro Woche in ihren alten Berufen. In der übrigen Zeit bauen sie Gemüse für den Eigenbedarf an, reparieren Dinge und helfen sich gegenseitig.

Paech schreibt und redet übrigens nicht nur über seine Vision, er verhält sich auch entsprechend. Seit 20 Jahren trägt er dieselben Jacketts und hat in seiner Heimatstadt Oldenburg ein Reparaturcafé gegründet. Seiner Freundin schenkte er zu Weihnachten ein gebrauchtes Handy, wie Brauck und Hawranek etwas ungläubig schreiben. Und er ist nicht der Einzige – Selbstexperimente sind derzeit en vogue. Die Autorin Greta Taubert versuchte ein Jahr lang auf (unnötigen) Konsum zu verzichten. Sie hat Kleidung getauscht, selbst gesammelte Pilze gegessen und ihre Erfahrungen in dem Buch „Apokalypse jetzt! Wie ich mich auf eine neue Gesellschaft vorbereite“ zu Papier gebracht.

Doch nicht alle sind von der Idee des Minuswachstums wirklich überzeugt. „Verzicht ist doch bloß der Seufzer einer [...] wohlhabenden Mittelschicht“, sagt beispielsweise Ralf Fücks, ehemaliger Umweltsenator der Grünen in Bremen und jetzt Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung. Statt auf Verzicht setzt er auf grünes Wachstum und technischen Fortschritt, berichten Brauck und Hawranek.

Die Journalistin Catherine Hoffmann propagierte im Mai 2013 in einem Essay in der Süddeutschen Zeitung das „Lob des Wachstums“. Wachstum basiere auf Innovation und Fortschritt und wer es ausbremse, der stoppe diesen kreativen Prozess. Hoffmann beruft sich insofern auf den britischen Wirtschaftsmanager und Hochschullehrer Adair Turner, als Wachstum das Ergebnis von ökonomischer Entscheidungsfreiheit, rastlosem Forschergeist und Veränderungswillen sei.

Der Wiener Philosoph Robert Pfaller kritisiert Verzichtsideologien insoweit, als durch sie gesamtgesellschaftliche Probleme auf den Einzelnen abgewälzt würden. Der Schutz des Planeten sei jedoch eine politische und keine individuelle Aufgabe. Pfaller plädiert dafür, gegenüber dem Individuum nachsichtig zu sein. Jeder habe seine Fehler. Er sieht vor allem auf der gesamtgesellschaftlichen und politischen Ebene die Notwendigkeit, dafür zu kämpfen, dass sich etwas ändere.

Wer diesen Kampf zu führen hat, bleibt allerdings offen. Leggewie und Welzer setzen dazu auf die Zivilgesellschaft. In ihrem Buch „Das Ende der Welt, wie wir sie kannten“ schlagen sie vor, den Verzichtsbegriff zu entideologisieren. Recht abstrakt formuliert sehen sie die Zukunft in einer postkarbonen Gesellschaft mit radikal veränderten sozialen, politischen und kulturellen Parametern. Ihre Perspek-



tive ist eine Bürgergesellschaft, deren Mitglieder sich als verantwortliche Teile eines Gemeinwesens verstehen, das ohne ihren aktiven Beitrag nicht überleben kann.

Doch wie kommen wir zu einer solch schönen engagierten demokratischen Gesellschaft? Verordnen lässt sich das Glück durch Verzicht nicht. Die Griechen, die aufgrund der Eurokrise derzeit gerade auf viel verzichten (müssen), sehen darin nicht ihr Glück. Stattdessen wählen sie faschistische Parteien. Erzwungener Verzicht zur Unzeit führt durchaus zu Frustration und kann in Verteilungskämpfen münden. Insbesondere solange Erfolg, Status und Besitz die hauptsächlichen Identitätsressourcen sind, gerät die Identität in Gefahr, wenn herkömmliche Erfolge ausbleiben und Status und Besitz zerrinnen, geben auch Leggewie und Welzer zu bedenken.

Schließlich gibt es noch ein ökonomisches Argument gegen eine Abkehr vom Wachstumsgedanken: Auch wenn wir zum Erhalt der Erde unsere Aktivitäten zurückfahren müssen, bleibt das Problem der Kredite. Die Staaten dieser Welt sind so hoch verschuldet, dass wir auf Wachstum angewiesen sind, allein um den vollständigen Zusammenbruch des globalen Wirtschaftssystems zu verhindern. Wachsen wir weiter, stabilisieren wir das auf Krediten aufgebaute System der Weltwirtschaft, ruinieren aber die Ressourcen der Erde, und damit unsere Lebensgrundlagen. Schützen wir diese, fliegt uns die Welt um die Ohren, weil die Weltwirtschaft kollabiert. Stecken wir unumstößlich in der Wachstumsfalle?

Die Professoren Marc Oliver Bettzüge und Uwe Schneidewind, beide Mitglied der Enquete-Kommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ der Bundesregierung, kamen im Jahr 2012 in ihrer zusammenfassenden Stellungnahme zur Wachstumsfrage zu dem Schluss, dass



Wohlstand und Wachstum vom Umweltverbrauch zu entkoppeln sind. Wir könnten also ruhig weiterwachsen, so die hoffnungsvolle Perspektive der beiden Wissenschaftler. Wir sollten es nur nicht mehr auf Kosten der Natur und unserer Umwelt tun. Dies könne letztendlich gelingen, wenn wir technologische Innovationen mit institutionellen, sozialen und kulturellen verbinden und die Entkopplung von Wohlstand und Umweltverbrauch global angehen. Internationale und lokale Verteilungswirkungen seien dabei nicht ausgeschlossen. Zur Durchsetzung globaler Grenzen der Umweltnutzung benötigen wir allerdings ein hohes Maß an Solidarität. Wir sollten die „gesamtschuldnerische Haftung für das gemeinsame Erbe der Menschheit“ übernehmen, fordern die beiden Professoren.

In letzter Konsequenz heißt dies, durch höhere Abgaben für energie-, material- und verschmutzungsintensive Wirtschaftsaktivitäten die Kosten dahin zu lenken, wo sie entstehen. Bisher entstehen sie vor allem bei uns, wie das Wuppertal-Institut für Klima, Umwelt, Energie in seiner Studie „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“ darstellt. Allerdings lassen sich zum Beispiel Schnellzüge auf 200 Stundenkilometer drosseln und die energetischen Kosten steigen nicht mehr überproportional. Weniger leistungsstarke PKW schonen das Klima ebenfalls. Der Luftverkehr ist reduzierbar durch eine Beschränkung der Start- und Landezahlen und die Einführung einer Kerosinsteuer. Die Mobilitätsfolgekosten lassen sich durch den Ausbau des öffentlichen Transportwesens senken. Die Quantität des Güterumsatzes ließe sich durch gezielte Auswahl, die Verwendung von hochwertigen Produkten und Reparaturmöglichkeiten verringern, lauten die praktischen Empfehlungen des Wuppertal-Instituts.



Jeremy Rifkin sieht in der Wissensgesellschaft die Perspektive für eine ressourcenschonende Wirtschaft. In der Wissensgesellschaft werde vor allem mit Dienstleistungen gehandelt, die eher immateriell und ungreifbar sind. Sie können nicht akkumuliert oder vererbt werden. Produkte kann man kaufen, Dienstleistungen werden zugänglich gemacht. Das Eigentum verschwindet nicht, aber es verliert an Bedeutung, so die Prognosen von Rifkin schon im Jahr 2000.¹⁴

Michael Sauga kommt in seinem Essay „Die Kultur des Weniger“ zu dem Schluss, dass wir eine Wirtschafts- und Umweltpolitik brauchen, die sich an den Wünschen der Menschen orientiert, „auf den faulen Zauber künstlicher Geldvermehrung“ verzichtet und ökologisch verträglich ist. Zwingend sei Wachstum nicht, so seine These. Wenn Menschen lieber in einer intakten Umwelt leben und mehr Zeit mit den Ihren verbringen wollen, anstatt nach dem nächsten großen Auto zu streben, dann sei dies nicht das Schlechteste, ist der Wirtschaftsjournalist überzeugt.

Während die Babyboomer es in ihrer Jugend nicht erwarten konnten, den Führerschein zu machen und ihr erstes eigenes Auto zu besitzen, ist das gerade in den Großstädten mit ihren guten Verkehrsnetzen heute für manche jungen Menschen nicht mehr unbedingt erstrebenswert. So fand das Deutsche Studentenwerk in seiner Sozialerhebung im Jahr 2013 heraus, dass immer weniger Studierende Geld für ein Auto ausgeben. 1991 leistete es sich noch gut jeder zweite Studierende (53 Prozent), 2013 war es nur noch jeder dritte (34 Prozent).

Eine Lebensführung mit viel weniger Besitz bedeutet nicht nur weniger Ressourcenverbrauch, sie macht auch unabhängig und frei für die wirklich wichtigen Dinge des



Lebens. So kommt uns immer mal wieder die Tochter von Freunden besuchen, die derzeit in London eine Filmschauspielkarriere anstrebt. Das Leben in der britischen Hauptstadt ist extrem teuer. Jungschauspielerinnen, die noch etwas werden wollen, sollten mobil sein, und so hat diese junge Dame ihre Habe mittlerweile auf zwei Koffer reduziert. So kann sie ohne großen Aufwand jederzeit den Ort wechseln und auch mal in einem Harry-Potter-Domizil unter der Treppe in einer Londoner WG unterkommen. Das ist nicht komfortabel, aber billig. Schauspieler verdienen, wenn sie Glück haben, um die 10.000 Euro im Jahr, so die Erhebungen der Künstlersozialkasse. Das ist nicht viel und ermöglicht ein Leben am Rand des Existenzminimums. Aber zumindest diese junge Frau will nichts mehr, als sich vor der Filmkamera zu entfalten, und das läuft derzeit mit wenigen Dingen, aber vielen Sozialkontakten ganz gut. Und wenn es mal wieder kurzfristig einen Job im Rhein-Main-Gebiet gibt, nutzt sie unser Gästebett. Die erste Frage kurz nach der Begrüßung ist immer die nach dem Passwort für das WLAN. Um ihren Traum zu leben, braucht die junge Nachwuchskünstlerin neben etwas Kleidung vor allem ein Smartphone und ein Laptop. Damit steuert sie nicht nur ihre Bankgeschäfte, auch ihre Lieblingsmusik, die Filmausschnitte und Bilder ihrer Auftritte sind so immer greifbar, die nächste Bewerbung ist rasch geschrieben und die Freunde, über Europa verstreut, schnell kontaktiert.

Gut leben lässt es sich bei uns in Zukunft auch ohne Wachstum. Ältere Menschen pflegen ohnehin eher Beziehungen als Autos, so ein Ergebnis der Generali Altersstudie 2013. Anfang 2012 fragte Stefanie Schramm auf Zeit Online: „Kann man Glück lernen?“ Ihre Erkenntnis: Älte-



re wissen, was sie erwarten (können), und genießen, was sie haben. Ihnen ist klar, dass ihre Lebenszeit beschränkt ist, und sie nutzen sie deshalb bewusster.

Je mehr ältere Menschen in unserem Land leben, desto größer ist die individuelle Erfahrung, dass auch im Schrumpfen und im Rückbau ein Gewinn stecken kann. Ältere Menschen verfolgen, anders als manch jüngere, nicht stur einmal gesetzte Ziele, sondern passen diese und die Erfolgskriterien immer wieder an die konkreten Möglichkeiten an. Überhaupt zeichnen sie sich durch eine hohe Anpassungsfähigkeit an sich verändernde Bedingungen aus und sind kreativ im Umgang mit schrumpfenden Ressourcen. Und es ist zu erwarten, dass auch wir mit zunehmendem Alter, wie schon die Generation vor uns, weniger Geld für Konsumgüter und dafür mehr für Freizeit, Gesundheit, Bildung, Unterhaltung, Verkehr, Nachrichtenübermittlung, Reisen und Gaststättenbesuche ausgeben werden. Kaufen wir weniger Dinge und eher Dienstleistungen, besteht die Chance, klimaschonend zu konsumieren, so die optimistische Prognose der Generali Altersstudie 2013.

Unser Wohlstand wird sich künftig weniger auf Dinge und mehr auf Menschen gründen. Die meisten von uns, insbesondere Angehörige des immer noch breiten Mittelstandes, haben in ihren großen Wohnungen ohnehin so viele Dinge angehäuft, dass sie für den Rest ihres Lebens nichts mehr kaufen müssten. Sofern eine gute öffentliche Infrastruktur existiert und auch das Gesundheitswesen funktioniert, könnte sich der private Konsum weitgehend auf die Beschaffung einiger Lebensmittel beschränken. Und selbst hierfür gibt es neue Ansätze: Urban Gardening, zum Beispiel auf dem Dach der Wohnanlage, ermöglicht



den Anbau von Lebensmitteln, hält fit, bereitet Freude, bietet sozialen Austausch und reduziert das CO₂. Politisch korrekt ist es zudem, da es die Nahversorgung stärkt und die Artenvielfalt fördert.¹⁵

Wenn in Zukunft die Generation Y zusammen mit den vielen älteren Babyboomern das Leben gestalten wird, dann besteht durchaus die Hoffnung, dass die Wirtschaft der Bundesrepublik allein aufgrund des demographischen Wandels in den nächsten Jahrzehnten der Entwicklung einer umweltschonenden Ökonomie etwas näher kommen könnte. Und weil wir Babyboomer schon seit unserer Jugend viel gereist sind und die Jungen nicht nur via Facebook, sondern auch durch Couchsurfing Kontakte in der ganzen Welt haben, könnte dies auch einen Anknüpfungspunkt für eine globale Verantwortung und entsprechendes Handeln bieten. Die Welt hört eben nicht hinter dem eigenen Jägerzaun auf, und diese Zäune haben wir ja ohnehin noch nie gemocht.



2. Vom Warenwachstum und dem wahren Glück

Wenn wachsender Konsum, wachsende Rendite und immer weiter verdichtete Arbeit wenigstens glücklich machen würden, dann hätte die Zerstörung der Biosphäre zumindest für die heute Lebenden einen Sinn. Doch Wachstumsstrategien zu verfolgen, führt zumindest in wohlhabenden Gesellschaften nicht zu einer weiteren Verbesserung des Lebens.

Materielle Güter konnten Zufriedenheit schaffen, solange sie einen Mangel an Wärme, Komfort, Mobilität und Unterhaltung kompensierten. Sind elementare Sicherheit, ein festes Obdach, zuverlässige Versorgung mit Kleidung und Nahrung, Gesundheitsfürsorge und die notwendige Bildung allerdings gegeben, steigert Konsum das Glück nicht mehr, ist der amerikanische Soziologe Amitai Etzioni überzeugt. Wir sammeln zwar weitere Dinge in unseren Wohnungen und Häusern an, die Ausstattung wird immer besser und umfangreicher, aber die Zeit, das Erworbene zu genießen, wird immer rarer. Werden materielle Güter dazu genutzt, Zuneigung und Selbstachtung zu erlangen, und untergräbt die hierfür notwendige Arbeit zugleich die Sozialbeziehungen und die immateriellen Quellen der Selbstachtung, dann wirkt expansiver Konsum sogar zerstörerisch, so die ernüchternde Erkenntnis Etzionis.¹⁶

In unserer heutigen Welt vermitteln Güter vor allem Gefühle, so die These der Forscher des Wuppertal-Instituts. So ist ein SUV zwar eine Dreckschleuder, er gibt seinem Besitzer jedoch das Gefühl von Freiheit und Abenteuer – auch wenn die Parkplatzsuche im innerstädtischen Wohngebiet objektiv schwieriger wird und jede Tankfüllung das Haushaltsbudget erheblich belastet. Wenn Produkte Ge-

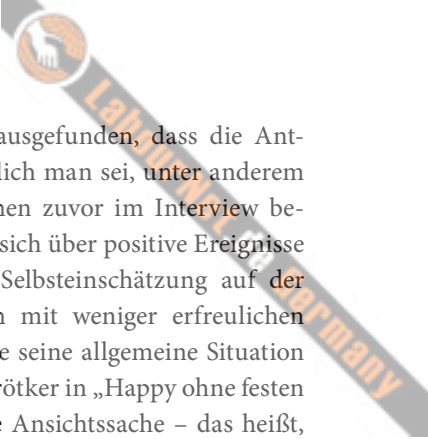


fühle vermitteln, sind allerdings immer neue Waren für anhaltende Gefühle notwendig. Grenzenloses Wachstum ist die zwingende Konsequenz. Die Sozialkontakte schrumpfen und die Ausgaben auf dem Girokonto steigen. „Das Warenglück ist dem wahren Glück geradezu entgegengesetzt“, bringen es die Wissenschaftler des Wuppertal-Instituts provokant auf den Punkt.

Jeremy Rifkin sieht die Zukunft weniger im Besitz der Dinge denn in ihrem Nutzen. Entscheidend sei nicht das Eigentum, sondern die Möglichkeit des Zugriffs auf die Dinge. „Die Unbeweglichen kaufen, die Mobilen mieten und leasen und schaffen sich Zugänge“, wird Rifkin in Wolf Lotters Artikel „Der Aufbruch“ zitiert. Insbesondere das Internet macht es möglich, so gut wie alles jederzeit und unkompliziert (wieder) zu beschaffen – egal wo und wann es gebraucht wird. Mit einem Smartphone lässt sich heute in vielen Großstädten ein Auto orten und starten. Eine gemietete Zweizimmerwohnung ist leichter zu unterhalten und bei Ortswechseln schneller und einfacher loszuschlagen als ein großes, in den 1970er Jahren gebautes Einfamilienhaus in idyllischer Waldrandlage.

Im antiken Glücksverständnis bedeutete Glück nicht, das zu bekommen, was man wollte, sondern zu wollen, was man haben konnte. Wer weniger will und braucht, bleibt Herr über die eigenen Bedürfnisse. Eine größere Unabhängigkeit ist so möglich. Genügsamkeit bildet also die Grundlage der Freiheit. „Weniger Wirtschaftsleistung schont nicht nur die Ressourcen, sondern schafft Raum für ein besseres Leben“, ist das Wuppertal-Institut überzeugt.

Glück ist vor allem in der westlichen Welt ein Lebensziel und doch ist es nicht leicht zu bestimmen und zu erlangen. Verhaltenspsychologen wie Norbert Schwarz von der Uni-



versität Michigan haben herausgefunden, dass die Antwort auf die Frage, wie glücklich man sei, unter anderem davon abhängt, welche Themen zuvor im Interview besprochen wurden. Hatte man sich über positive Ereignisse ausgetauscht, war auch die Selbsteinschätzung auf der Glücksskala höher. Wer sich mit weniger erfreulichen Themen befasst hatte, schätzte seine allgemeine Situation negativer ein, erläutert Ralf Grötter in „Happy ohne festen Job“. Glück ist also auch eine Ansichtssache – das heißt, wir können lernen, mit weniger glücklich zu sein.

Ganz in diesem Sinne empfiehlt der Club of Rome angesichts schrumpfender Ressourcen, das Wohlbefinden und nicht das Einkommen zu steigern, wie in Jakob Schlandts Artikel „Das Ende des Wachstums“ zu lesen ist. Der Volksmund weiß es schon länger: Arbeite, um zu leben. Aber Arbeit kann auch glücklich machen, berichtet Ralf Grötter. Empirische Untersuchungen konnten zeigen, dass Menschen, die selbstständig arbeiten, glücklicher als andere Erwerbstätige sind, sofern sie nicht aus der Not, also der Arbeitslosigkeit heraus, sondern freiwillig unternehmerisch tätig wurden. War dies der Fall, stieg das Glücksgefühl mit der Zeit sogar noch an, anstatt – wie in vielen anderen Bereichen – zur Gewohnheit zu werden und nicht mehr steigerbar zu sein.

So verwundert es auch nicht, dass verschiedene internationale Studien ergaben, dass eine sinnstiftende Arbeit sehr zum Glücksgefühl der Menschen beiträgt, unabhängig davon, ob sie jung oder alt sind und wo sie leben. Eine Studie des Instituts der Deutschen Wirtschaft aus dem Jahr 2014 stellte sogar fest, dass Arbeitslose, die über die gleichen Einkünfte wie Erwerbstätige verfügen, signifikant unglücklicher waren.¹⁷ Welche Gestaltungsmöglichkeiten



sich dem Einzelnen bieten, ist für das positive Lebensgefühl offenbar entscheidender als Geld oder die Menge der angehäuften Konsumgüter.

Geld allein macht also nicht glücklich. Kein Geld zu haben allerdings auch nicht. Sind die materiellen Grundbedürfnisse jedoch weitgehend gesichert, dann spielen verlässliche soziale Bindungen für das persönliche Glück eine größere Rolle als das weitere Anwachsen des materiellen Wohlstandes, schreibt der Wirtschaftsjournalist Stefan Sauer in seinem Artikel „So glücklich sind die Deutschen“. Selbst wenn es so kommen sollte, wie es der Paritätische Wohlfahrtsverband prognostiziert, im Jahr 2030 also jeder zehnte Ruheständler auf Hartz-IV-Niveau leben sollte, heißt das nicht, dass diese Menschen zwingend vom sozialen Ausschluss betroffen sein werden. Ein niedrigeres Konsumniveau muss nicht in Vereinsamung enden. Laut Stefan Sauer zählt „The World Book of Happiness“ neben einer stabilen Liebesbeziehung, guten Freunden und genügend Geld, um die Grundbedürfnisse zu stillen, auch Kinder, Spiritualität und eine gute Gesundheit auf, wenn es darum geht, das Glücksgefühl positiv zu beeinflussen.

Lässt sich unser künftiges Leben also auch mit weniger Dingen gut gestalten? Ist das eine echte Perspektive für unser Land oder handelt es sich bei diesen Vorstellungen am Ende nur um sozialromantische Ideen von Menschen, die einfach zu viel besitzen?



3. Abbau statt Aufbau – Schrumpfen als Perspektive?

Die ganz praktischen Folgen der schon existierenden Klimaveränderungen stellen unser bisher auf Wachstum ausgerichtetes Leben und Wirtschaften grundsätzlich auf den Prüfstand. Wir müssen uns fragen, inwieweit wir unser Handeln grundsätzlich korrigieren können und wollen. Nicht aus ideologischer Überzeugung, sondern weil es die bessere Alternative sein könnte, um unser gutes Leben längerfristig zu sichern.

Als die Oder und die Mulde im Jahr 2003 über die Ufer getreten waren und die in ihren Tälern liegenden Orte verwüstet hatten, war der Wille zum Wiederaufbau groß. Aus der ganzen Republik kamen Helfer, und in der Folge wurde so mancher Ort zu einem kleinen Schmuckstück herausgeputzt. Als zehn Jahre später erneut das Wasser in den Häusern stand, war der Widerstand gegen die Natur erlahmt. Die Kanzlerin besuchte zwar wie ihr Vorgänger Schröder die Orte des Hochwassers, auf Gummistiefel verzichtete sie jedoch. Festes Schuhwerk musste reichen. Die verbliebenen Bewohner der gefluteten Orte gaben sich frustriert bis fatalistisch. Die Diskussionen verliefen emotional. Sollte man noch einmal von vorn anfangen oder das Land und die Häuser einfach aufgeben? Nicht alle sahen einen Sinn darin, erneut zu renovieren – zumal schon in den Jahren zuvor viele der liebevoll restaurierten Häuser leer geblieben waren, da die Menschen fehlten. Warum also nicht einfach das Geld der Versicherung nehmen und sich zurückziehen? Die Frage „Bleiben oder weichen?“, die sich nach dem zweiten „Jahrhunderthochwasser“ innerhalb einer Dekade verschärft stellte, war auch eine nach dem Sinn.

Müssen, sollen, dürfen, können wir ganze Landstriche aufgeben? Besiedelte Gebiete wieder der Natur überlassen? Abbau statt Aufbau – gezielt, geplant und strukturiert? Können wir vorwärtskommen im Rückwärtsgang? Die Stadt Dresden hat es vor einigen Jahren gewagt und ihre leerstehenden Plattenbauten abgerissen. Häuser zu zerstören, obwohl sie noch bewohnbar waren, erschien einigen Politikern, vor allem der Linkspartei, als Verrat an der sozialen Verantwortung. Leerstehende Wohnungen weiter zu unterhalten kostete viel Geld, schränkte die notwendige politische Gestaltung des Lebens ein und ergebe deshalb keinen Sinn, so die Argumentation der Abrissbefürworter. Heute ist Dresden schuldenfrei und steckt die Steuereinnahmen in die Kultur. Wenn wir freiwillig rechtzeitig verzichten, können wir gezielt und gewollt schrumpfen und auf diese Weise größere Handlungs- und Gestaltungsspielräume erhalten. Weniger Stein für mehr Sein – das könnte durchaus eine Perspektive für unser Land sein, zum Wohle aller und des Klimas.

Doch zu schrumpfen macht Angst und war lange kein politisches Gewinnerthema, konstatierte Elisabeth Niejahr schon vor einigen Jahren in ihrem Buch „Alt sind nur die anderen“. Die Konfrontation mit den Grenzen des Lebens und der Endlichkeit der Ressourcen macht die Beschränktheit der eigenen Möglichkeiten deutlich. Und in einer Welt des Wachstums ist das kein erstrebenswertes Ziel.

Und so zeigen, trotz aller wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Notwendigkeit des Schrumpfens um des Klimas und letztendlich auch um unserer selbst willen, die allgemeinen Tendenzen in eine andere Richtung. Derzeit kopieren die aufstrebenden Mittelschichten Asiens unseren

westlichen Lebensstil und heizen das Weltklima damit richtig an. Eine wachsende Zahl der 1,2 Milliarden Chinesen stellt ihre Ernährung von Reis auf Rindfleisch um, zieht in Hochhäuser mit Aufzug und Klimaanlage und nutzt vermehrt viele nützliche elektronische Helfer. Mit dem Flugzeug kommen sie als Touristen nach Europa, überfluten die Welt mit billigen Konsumgütern, kaufen Land in Afrika, um ihre Ernährung zu sichern, und bauen ein Kohle- oder Atomkraftwerk nach dem anderen, um energetisch unabhängig zu sein. Französischer Wein ist in Asien ebenso hip wie deutsche Oberklasseautos. Während der Wein vor allem die eigene Leber zerstört, führt der rasante Anstieg des Rindfleischkonsums und des erdölgetriebenen Individualverkehrs dazu, dass das Weltklima nun wirklich aus der Balance zu geraten droht. Doch statt etwas dagegen zu unternehmen, fährt zum Beispiel unser Wirtschaftsminister zum Autosalon 2014 nach Peking, um den Verkauf der klimatischen „Dinosaurier“ weiter anzukurbeln.

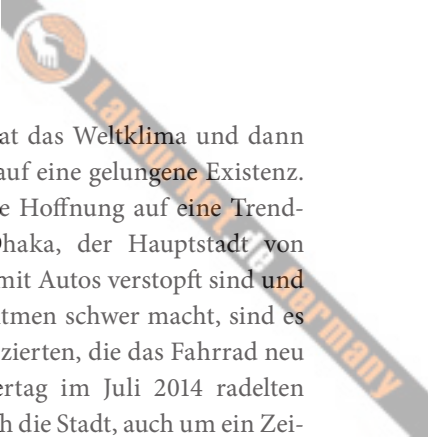
Menschen handeln nicht rational und geben nicht gerne auf. Die Grenzen des Wachstums führen die (eigene) Endlichkeit vor Augen – und diese Erkenntnis ist heutzutage schwer zu ertragen. Die Endlichkeit der Ressourcen verdrängen wir gern, ebenso wie wir den Tod aus unserem Alltagsleben eliminiert haben. Welcher unter 50-Jährige hat schon eine Sterbewache gemacht und/oder einen Toten zur Bestattung vorbereitet? Experten kümmern sich um das zu Ende gehende Leben. Das Sterben ist anonymisiert und professionalisiert worden. Der angehörige Laie bleibt in der Regel außen vor. Die Endlichkeit des Lebens ist keine selbstverständliche Erfahrung mehr. Ewige Jugend ist unser Leitbild. Die Alten heißen jetzt „Best Ager“, und



Christel und Wolfgang sind die Spielkameraden von Alexander und Sophie – auch wenn 60 Lebensjahre zwischen ihnen liegen. Doch trotz steigender Lebenserwartung ist bisher jedes noch so aktive Leben endlich, und die Ressourcen der Welt sind es ebenfalls. Spätestens wenn das eigene Herz stehen bleibt, werden die Grenzen des Fortschreitens und des wachstumsorientierten Fortschritts offensichtlich.

Das Weltklima retten wir nicht, wenn wir auf internationalen Klimakonferenzen moralisch dramatisierend an die aufstrebenden BRIC-Staaten appellieren, uns doch bitte nicht nachzueifern, auf komfortable Wohnungen und Mobilität zu verzichten und weiterhin mit Tier und Mensch in der Holz- oder Lehmhütte ohne Strom- und Wasseranschluss zu bleiben. Wenn wir wirklich etwas verändern wollen, werden wir nicht umhinkommen, selbst etwas zu tun. Oder auch gezielt zu unterlassen, wie Niko Paech es so schön formulierte. Wir werden weltweit ein Gefühl für den Klimawandel entwickeln und unser Handeln entsprechend ausrichten müssen.

Wenn wir neue, klimafreundliche Techniken, wie beispielsweise die Elektromobilität, nicht nur entwickeln, sondern selbst auch breit nutzen, wenn wir der Welt keine überdimensionierten, unnötig viel CO₂ produzierenden PKW mehr verkaufen, dann tun wir etwas zur Abwendung des Klimakollapses. Indem wir als Leitkultur vorleben, wie es gehen kann, überzeugen wir am ehesten. Wenn das Fahrradfahren in Peking als Ausdruck individueller Persönlichkeit und als Statussymbol neu entdeckt wird – nicht aus einem politischen Zwang heraus, sondern aus individueller Überzeugung, weil Radfahren mindestens so in ist, wie europäischen Wein zu trinken und sich



vegan zu ernähren –, dann hat das Weltklima und dann haben auch wir eine Chance auf eine gelungene Existenz. Und ganz unbegründet ist die Hoffnung auf eine Trendwende weltweit nicht. In Dhaka, der Hauptstadt von Bangladesch, wo die Straßen mit Autos verstopft sind und die Luftverschmutzung das Atmen schwer macht, sind es gerade die Jungen, gut Qualifizierten, die das Fahrrad neu entdecken. Zum Nationalfeiertag im Juli 2014 radelten 4.500 Fahrradbegeisterte durch die Stadt, auch um ein Zeichen zu setzen, sich die Straße für die tägliche Mobilität zurückzuerobern und das leichte Leben voranzubringen, schreibt Uta Linnert in der taz.



4. Miteinander, füreinander – eine Wachstumsperspektive

Träum weiter, Mädchen, höre ich die Kritiker schon rufen. Schau dich doch um, die Temperaturen steigen, die Krisen entwickeln sich, die Müllberge wachsen, die Meere und die Luft verschmutzen. Wir expandieren weiterhin und das Weltklima gerät aus den Fugen. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier und ein Egoist dazu.

Stimmt alles und stimmt nicht besonders froh. Ist alle Hoffnung zu begraben? Ist ein gesamtgesellschaftliches Schrumpfen überhaupt auf freiwilliger Basis zu realisieren? Führen schrumpfende Ressourcen zu einem Kampf aller gegen alle? Werden immer mehr Egoisten gegeneinander kämpfen? Wird, wenn wir materiell ärmer werden, das Leben dann für uns alle härter? Werden Alte und Schwache nicht mithalten können, im Überlebenskampf hilflos untergehen? Oder werden die Menschen angesichts von Globalisierung, Klimawandel und Alterung eher zusammenrücken? Wird altruistisches Handeln zum mehrheitsfähigen Trend werden? Es spricht einiges für die zweite Variante.

Der Publizist Stefan Klein ist davon überzeugt, dass die Menschen umso eher zum Teilen und Helfen bereit sind, je mehr sie sich brauchen und sich ihre gegenseitige Hilfsbedürftigkeit eingestehen. In seinem Buch „Vom Sinn des Gebens“ argumentiert er, dass es auch von den Umständen abhängt, wie selbstlos wir im konkreten Einzelfall handeln, da die meisten Menschen Altruisten unter Vorbehalt seien.

In hoch individualisierten Gesellschaften wird chronisch unterschätzt, wie sehr die Ich-Identität zugleich auch eine Wir-Identität ist. Die Maßstäbe für gutes oder



schlechtes Handeln werden in Wir-Gruppen entwickelt und aufrechterhalten, so die These von Claus Leggewie und Harald Welzer in ihrem Buch „Das Ende der Welt, wie wir sie kannten“. Kultureller Wandel funktioniert, wenn er sich auf die Wir-Gruppen bezieht. Derartige Identitätsquellen wurzeln nicht im Besitz, sondern im Verhalten, und sind damit jedem zugänglich und zutiefst demokratisch.

So, wie der Egoismus dem Menschen nicht automatisch gegeben ist, so ist auch Altruismus durchaus lernbar. „Die angeborene Bereitschaft, Regeln zu lernen, macht es leicht, Menschen selbstloses Verhalten anzuerziehen. Zusammen mit unserem Einfühlungsvermögen, der angeborenen Hilfsbereitschaft, der Fähigkeit, uns an andere zu binden und gedanklich ihren Standpunkt einzunehmen, gehört sie zu der reichen genetischen Mitgift, die den menschlichen Altruismus ermöglicht“ lautet die optimistische These von Stefan Klein. Selbstloses Verhalten gedeiht zudem besonders dann, wenn die Wahrscheinlichkeit groß ist, sich wiederzubegegnen. Aus Unverbindlichkeit entwickelt sich Illoyalität, eine blühende Gemeinschaft begünstigt hingegen langfristige Bindungen. Ob Menschen im Konkreten altruistisch handeln oder nicht, hängt nicht nur von ihren persönlichen Fähigkeiten und Erfahrungen ab, es kommt auch auf die Gesamtsituation an. „Während sich bei Katastrophen Gruppen von Altruisten besser behaupten, sind die fetten Jahre die Zeit der Trittbrettfahrer“, ist der Publizist überzeugt.

Doch wie lässt sich universale Großzügigkeit erreichen? Trotz unterschiedlicher Konzepte und Praktiken verschiedener Kulturen und Religionen gilt für alle: „Der Mensch soll lernen, die Perspektive zu wechseln. Denn so schafft seine Vorstellungskraft die Voraussetzung, sich um andere



Personen ohne Ansehen ihrer Herkunft zu sorgen“, schreibt Stefan Klein. „Nicht nur der Gemeinschaft, auch dem Individuum nutzt eine alle Menschen umfassende Moral.“ Altruismus basiert darauf, andere so zu behandeln, wie wir selbst behandelt werden wollen. Alle Menschen wollen leben, und damit ich gut leben kann, hilft es, wenn mein Nachbar auch gut lebt. Das ist nicht nur für ihn gut, sondern auch für mich.

Was auf den Einzelnen zutrifft, gilt auch im Großen. Staaten mit geringerer sozialer Schere sind stabiler. Gerade die enge „Vernetzung der Welt“ könne „bewirken, dass sich immer mehr Menschen altruistisch verhalten“ und ihre Bereitschaft steige, gemeinsam zu handeln, so die optimistische These von Stefan Klein. Engagement für die Welt gehe dabei nicht auf Kosten des Lokalen, sondern setze zusätzliche Hilfsbereitschaft frei. Altruismus sei kein begrenztes Gut.

Wem diese Argumentation zu moralisch erscheint, für den gibt es ein weiteres, ganz eigennütziges Argument, warum es sich lohnt, sich auch um die Belange anderer zu kümmern: Stefan Klein zitiert eine Untersuchung, die ergab, dass unter gleichermaßen behinderten Rentnern die stets Hilfsbereiten am längsten leben. Wer also freiwillig etwas für andere tut, verschafft nicht nur sich selbst im Moment gute Gefühle. Sich zu engagieren steigert langfristig die Lebenszufriedenheit und -qualität. „Altruisten sind gesünder und leben länger, solange sie die Selbstlosigkeit nicht bis zur Selbstaufgabe betreiben“, schreibt Stefan Klein. Und gut und lange leben, das wollen doch die meisten von uns.

Mit anderen zu teilen, sich nicht an Dinge oder an einen Posten zu klammern, auf den einmal erreichten Status



freiwillig zu verzichten, kann Freiheit geben. Es sorgt aber auch für gehörige Irritationen, so die Erfahrung der Berliner Professoren Peter Grottian und Wolf-Dieter Narr. Beide reduzierten schon im Jahr 1985 ihre Vollzeitstellen um je ein Drittel, um mit der gewonnenen neuen Zweidrittelstelle jungen Nachwuchswissenschaftlern den Einstieg in die Wissenschaft zu ermöglichen, wie Peter Laudenbach in seinem Artikel „Ich brauche das nicht“ schreibt. Obwohl selbst diejenigen, die von diesem Verhalten profitierten, es selbst nicht so machten, sondern, als sie arriviert waren, an ihren Vollzeitstellen festhielten, sahen Grottian und Narr am Ende ihrer Hochschullaufbahn das Projekt nicht als gescheitert an. Der teilweise Verzicht auf Geld, Einfluss, Status und Karriere wurde dadurch ausgeglichen, dass sie einen Großteil ihrer beruflich aktiven Zeit anders gestalten konnten. Mehr als 20 Jahre lang folgte auf zwei volle Berufsjahre jeweils ein Sabbatjahr. So wurden ausgedehnte Reisen, die Pflege der Angehörigen und gezieltes gesellschaftliches Engagement möglich.

Raphael Fellmer, der Gründer von Forward the Revolution, versucht sogar, ganz ohne Geld zu leben. Er ernährt sich von weggeworfenen Lebensmitteln und betreibt das Netzwerk Foodsharing.de. Dort sind circa 1.500 Gleichgesinnte vernetzt, die in über 200 Biomärkten, Reformhäusern, Cafés oder Bäckereien Lebensmittel abholen, die sonst im Abfall landen würden. Was die Aktivisten nicht selbst verzehren, verteilen sie weiter. Fellmer lebt mit Frau und Kind in einem Haus der evangelischen Kirche in Berlin. Statt Miete zu zahlen, erledigt die Familie Garten- und Renovierungsarbeiten, putzt die Kirchenräume und veranstaltet Seminare. Bis auf eine Krankenversicherung, die durch das Kindergeld finanziert wird, lebt die Familie



ohne Geld. Der Tausch von Leistungen ist für Fellmer aber nur eine Zwischenstufe. Sein Ideal ist, dass irgendwann mehr Leute aus Spaß und Liebe zur Arbeit und den Mitmenschen all das freiwillig erstellen, was benötigt wird.¹⁸

Es ist nicht ausgeschlossen, dass sich Fellmers Vision erfüllen wird. Denn unentgeltliche „Güter“ wie häusliche Versorgung, Pflege, nachbarschaftliche Hilfe oder bürgerschaftliches Engagement werden benötigt, nicht nur weil die materiellen Ressourcen schrumpfen, so die Erkenntnis des Wuppertal-Instituts. Die Chance auf Lebenszufriedenheit steigt auch durch die Pflege sozialer Beziehungen, persönlicher Pläne, Projekte und Ambitionen, so die Forscher. Und der Hirnforscher Gerald Hüther erzählt uns in seinem Buch „Was wir sind und was wir sein könnten“ nicht nur, dass der Mensch expansiv nach vorne strebt, er ist auch davon überzeugt, dass Glück und Erfüllung entstehen, wenn sich durch gemeinsames Tun das Bedürfnis nach Verbundenheit und Entwicklung, Autonomie und Freiheit entfalten kann. Gemeinschaftlich etwas zum Wohle aller zu unternehmen, könnte jeden von uns weiterbringen.

Gemeinsames Singen sorgt für Entspannung und die Ausschüttung von Glückshormonen, so eine wissenschaftliche Erkenntnis. In seinem Buch „Grau ist bunt“ verweist Henning Scherf auf Untersuchungen über Menschen, die ihr Leben lang gesungen haben. Zwölf Jahre länger sollen sie durchschnittlich leben, weil sie ihre Lungen trainiert und ihren Frust rausgelassen haben. Vielleicht sollte ich austesten, wie weit meine Stimme reicht, und häufiger zum Chor statt zum Shoppen gehen. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob es für die anderen Chormitglieder so leicht wäre, meinen schiefen Gesang zu ertragen. Aber die Kon-



frontation mit Grenzen kann Wachstumsprozesse anstoßen. Und die Auseinandersetzung mit Grenzsituationen ist nicht nur für den Einzelnen, sondern auch gesamtgesellschaftlich nützlich, stellte das Institut für Demoskopie Allensbach in seiner Generali Altersstudie 2013 fest.

Der Frankfurter Beschwerdechor verbindet sogar beides – Singen und die Auseinandersetzung mit politischen Missständen. Öffentlich wird in Konzerten mit viel Humor gegen den Flughafenausbau oder den teuren Bischofsitz in Limburg angesungen. „Teilt man Probleme, sind sie nur halb so schlimm“, bringt es eine der Sängerinnen auf den Punkt. Sie schätze zudem das menschliche Miteinander der nicht mehr ganz jungen Chormitglieder, wie Laura Lewandowski in ihrem Artikel „Sing mir ein Lied vom Leid“ berichtet.

Zusammenarbeit macht glücklich, behauptet auch Stefan Klein – und kann es beweisen: Mit Hilfe der Kernspintomographie ließ sich bei Experimenten der Spieltheorie nachweisen, dass Hirnregionen, die für gute Gefühle sorgen, immer dann aktiviert wurden, wenn Spielpartner einander vertrauten und Solidarität übten. Die Versuchsteilnehmer sagten also nicht nur, dass sie Glück empfanden, ihr Empfinden war auch tatsächlich messbar.

Gerade weil wir gelegentlich zurückstecken, um eine Beziehung zu pflegen, sind wir erfolgreich, lautet eine weitere von Stefan Klein vertretene These. Anstatt rational abzuwägen, werde auf Basis der früheren emotionalen Erfahrung entschieden. Emotionen sind damit Entscheidungshilfen, die dazu dienen, unübersichtliche Situationen schnell bewerten zu können. Was früher gut funktionierte, werde wieder angewendet, auch wenn es im Einzelfall nicht die vernünftigste Lösung ist.



Fragte man die Spielepartner in den Experimenten nach den Gründen für ihr unlogisches Verhalten, antworteten sie, dass es einfach befriedigender sei, mit anderen zusammenzuarbeiten, anstatt sie zu betrügen – selbst wenn das Vertrauen riskant sei, wir vordergründig vielleicht draufzahlen, weil Dankbarkeit zu erzeugen auch das eigene Geld kosten kann. Aber was uns mit anderen gemeinsam gelingt, beglückt offenbar mehr als die Erfolge, die wir gegen sie oder auch allein erzielen. In soziale Beziehungen anstatt in Steine zu investieren, könnte das auf Dauer bessere Investment darstellen.